

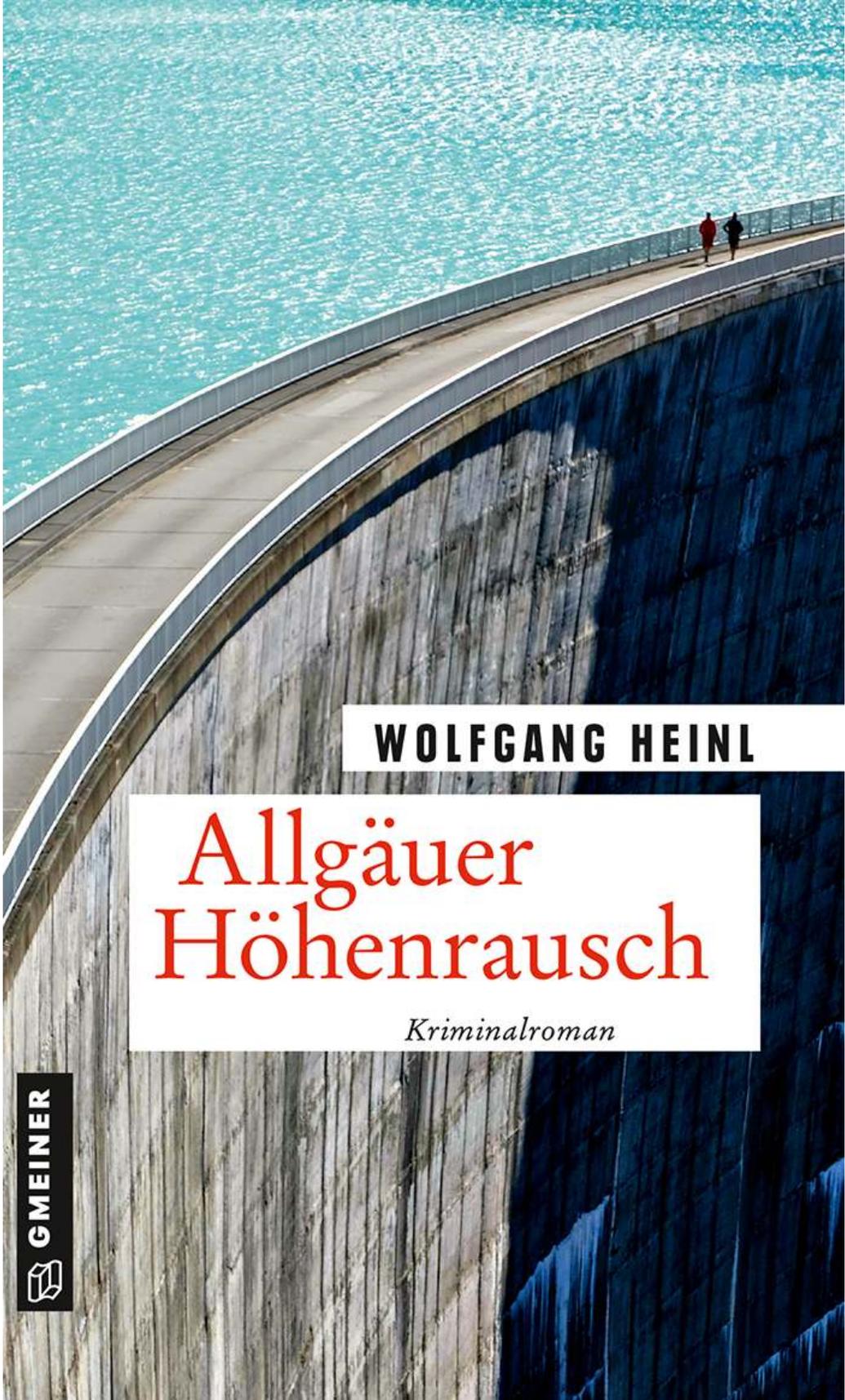
WOLFGANG HEINL

**Allgäuer
Höhenrausch**

Kriminalroman

GMEINER





WOLFGANG HEIDL

Allgäuer Höhenrausch

Kriminalroman

GMEINER



Wolfgang Heini

Allgäuer Höhenrausch

Kriminalroman



ZUM BUCH

Tod in DER STAUMAUER 1986: Der großspurig auftretende Bauunternehmer Alois Leibacher will hoch hinaus: Am geplanten Steighorn-Stausee soll das höchstgelegene Hotel der Allgäuer Voralpenregion entstehen. Doch das Stauseeprojekt scheitert an einer medienwirksamen Demo, initiiert durch den Umweltaktivisten Gottfried Monschkopf. 2012: Der Stromkonzern Hellwatt AG verspricht allen grünen Strom, und so wird der Stausee 26 Jahre später schließlich doch gebaut. Leibacher kann endlich den Bau seines Hotels verwirklichen und entledigt sich nebenbei seines immer noch aktiven Öko-Widersachers. Kommissar Guntram Glattlinger ermittelt gerade im Fall Monschkopf, als ihn Leibachers Tochter Carola aufsucht und ihm das Geheimnis ihres Vaters verrät. Bei der Einweihung des Alpenhotels ist auch Glattlinger mit einem Haftbefehl gegen Leibacher anwesend. Doch der Bauunternehmer ist plötzlich spurlos verschwunden, und auch dessen Tochter Carola scheint geheime Absichten zu haben ...

Wolfgang Heidl, Jahrgang 1967, verschlug es in den ersten Lebensjahren von einem Augsburger Industrieviertel ins Allgäu. Beruflich betätigte sich der gelernte Installateur über 15 Jahre als selbstständiger Fachredakteur für Gebäude- und Energietechnik. Mit der täglichen Textarbeit entwickelte sich die Idee zu einem ersten Roman über ein

aberwitziges Bauprojekt, einen großspurigen Bauunternehmer, seinen Öko-Widersacher – und um einen Hauptkommissar, der den Protagonisten fast drei Jahrzehnte wie ein Phantom verfolgt. Seine Freizeit verbringt Wolfgang Heidl gern in der Natur, hört Heavy Metal und hat eine Vorliebe für Dosenbier.

IMPRESSUM

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt

Immer informiert
Spannung pur - mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2021 - Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Erich / stock.adobe.com

ISBN 978-3-8392-6858-2

KAPITEL I

++ September 1986 ++

In die schwarzen Rauchschwaden, die sich allmählich in Richtung der Tunnelventilatoren verzogen, mischte sich das Zucken des Blaulichts von Feuerwehrfahrzeugen. Die Tunnelbeleuchtung vermochte die Unfallstelle nur spärlich zu erhellen. Die letzten Flammen verloschen unter dem Schaum aus den Löschrohren.

Eine dunkle Gestalt stand breitbeinig in der Mitte der Fahrbahn und umklammerte mit beiden Händen ein großes Brecheisen; bereit, sich mit aller Kraft in den Angriff zu stürzen. Die Hitze, die von dem ausgebrannten Opel Kombi ausging, trieb ihm unter dem Helm den Schweiß aus den Poren, der die Atemschutzmaske mit seinem Gesicht zu verkleben begann.

Zwei Polizeibeamte waren hinzugetreten, und der Kommandant gab ihm ein Zeichen, dass er jetzt sein Werkzeug zum Einsatz bringen konnte. Die flache Spitze des Brecheisens landete krachend im Spalt der Fahrertür. Er setzte nochmal zu einem weiteren Hieb an. Das metallene Knirschen hallte zwischen den Tunnelwänden wider, als er sich gegen das Brecheisen stemmte und mit Hebelkraft die Fahrertür aufbrach. Ein zweiter Feuerwehrmann trat hinzu und zog die Tür auf. In der

nächsten Sekunde lag ein verkohlter menschlicher Körper vor seinen Füßen.

*

++ März 1986 ++

Er war sich seiner Sache an diesem Mittwochvormittag ziemlich sicher. Trotzdem spürte Alois Leibacher eine ungewohnte Anspannung in sich hochsteigen, als er in der Hotellobby seine Konferenzmappe auf einem der niedrigen Tische ablegte, an denen sonst die Urlaubsgäste des Alpenhotels ihren Nachmittags-Cappuccino tranken. Er bestellte sich ein Glas Cola mit einem kleinen Schuss Whisky, um seine etwas zu verkrampften Gehirnwindungen zu lockern, und sank in einen der viel zu breiten und zu niedrigen dunkelbraunen Kunstledersessel, an deren Armlehnen die Spuren von verschütteten Getränken nicht zu übersehen waren.

In 20 Minuten würde er vor dem Aufsichtsrat, den Finanzmanagern und den für Kraftwerks-Bauprojekte verantwortlichen Ingenieuren des Stromkonzerns »Hellwatt AG« seine Planungen vorstellen, und er sollte ihnen dazu auch belastbare Zahlen präsentieren. Ihm war klar, dass diese Finanzhaie des Stromkonzerns andere Zahlen interessierten als Kubikmeter und Quadratkilometer. Er würde ihnen nicht sagen können,

innerhalb welcher Zeit sich der Bau eines Stausees mit einer bautechnisch aufwendig zu erstellenden Staumauer amortisieren könnte.

Das war aber, zum Teufel, auch nicht seine Arbeit, wie er sich gerade gedanklich selbst zurechtrückte. Er war schließlich zum einen Bauingenieur und zum anderen derjenige, der für dieses - ihm fiel spontan der Begriff »Jahrhundertprojekt« ein - Vorhaben den Boden zu bereiten versuchte. Nicht mit Baumaschinen wie in seinem eigenen Tief- und Straßenbauunternehmen »Alois Leibacher GmbH & Co.«, sondern auf regionalpolitischer Ebene, in seiner Funktion als Mitglied von Bauausschüssen in Stadt- und Gemeindeverwaltungen - und er hatte in den letzten Monaten unzählige Gespräche geführt, die meistens zuerst kontrovers verliefen, bis er sie so weit hatte, dass sie dieses - vielleicht doch etwas irrwitzige? - Projekt durch die rosarote Brille betrachteten.

Bis zu diesem Moment hatte er eine ganze Riege von Regionalpolitikern, Unternehmern und einigen Machthabern in der lokalen Touristikbranche letztlich dadurch von seiner Stausee-Wasserkraftwerks-Idee überzeugt, dass er mit feinem psychologischem Instinkt genau auf ihre Eitelkeiten gezielt hatte.

Für einen Moment grinste er selbstzufrieden in sich hinein. Den gewöhnlichen Bürger musste man einfach in dem Glauben lassen, dass bei Entscheidungen dieser Tragweite ausschließlich rationale, ökologische und ökonomische Argumente zählten. Bei den Verantwortlichen aber gab es keinen Einzigen, der sich von Amts oder seines Postens wegen wirklich für die Machbarkeit interessierte

oder sich ausschließlich von Vernunft und wirtschaftlichen Fakten hatte leiten lassen.

Als Inhaber des führenden Tiefbau- und Straßenbauunternehmens in der ganzen Voralpenregion wusste er längst, mit welchen Mitteln sich Genehmigungsverfahren beschleunigen ließen. Aber die Genehmigung für den Bau seines Sporthotels auf dem Plateau, das etwa auf halber Höhe vor dem Gipfel des Steighorns lag, wäre ihm auf normalen behördlichen Dienstwegen und selbst mit noch so guten Beziehungen niemals erteilt worden. Aber in unmittelbarer Verbindung mit dem Bau eines Wasserkraftwerks am Steighorn, für das ohnehin eine verkehrstechnische Erschließung nötig war, erschiene bei diesem Eingriff in die Berglandschaft der zusätzliche Bau eines Hotels im Vergleich wie der Bau eines Geräteschuppens neben einem Einkaufszentrum – und er setzte alles darauf, dass man ihm die Genehmigung dafür nebenbei durchwinken würde.

Allerdings gab es seit wenigen Jahren ein weiteres Hemmnis, wenn es um Erschließung und Ausbau neuer Baugebiete, Gewerbeflächen und Straßen ging. Einer zuerst kleinen Gruppierung von selbsternannten Umweltschützern war es zunehmend gelungen, mit ihren, wie er fand, archaischen und fortschrittsfeindlichen Ideologien in das öffentliche Bewusstsein vorzudringen. In dieser bald als »Grüne« benannten Bewegung waren zum Teil bereits die Kinder der Generation, die zur sogenannten 1968er-Bewegung gehört hatte, und sie erschienen wie Hippies, die sich vorwiegend von Grünzeug und Körnern ernährten und in selbstgestrickten Pullovern herumliefen.

Von den auf ihre Publikumswirksamkeit bedachten Medien wurde das neue Thema bereitwillig aufgegriffen, denn Bilder und Berichte von Aktionen für saubere Wälder und Gewässer, von Demonstrationen gegen Atomkraft und gegen Straßenbauprojekte oder die Aufdeckung von Umweltskandalen der Großindustrie brachten Auflagen und Einschaltquoten.

Was die Medien dabei ausblendeten, waren solche offensichtlichen Widersprüchlichkeiten wie etwa diejenigen »Grünen«, die zu Demonstrationen gegen den Bau von Straßen und Atomkraftwerken statt zu Fuß oder mit dem Fahrrad mit ihren spritfressenden alten VW-Bullis vorfuhren, auf denen meist große Aufkleber mit ›Atomkraft - Nein danke‹ prangten. Nach seiner Ansicht propagierte diese Bewegung einen Freiheitsgedanken, der sich gegen die vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen richtete, aber in Wahrheit genau auf deren sozialen und technischen Errungenschaften gründete.

Bevor dieser Gedankengang in ihm Wut auslösen konnte, sah er durch die Wintergartenverglasung der Hotellobby, wie zwei hellblau-metallicfarbene Ford Sierra und ein Mercedes S-Klasse in gleicher Lackierung auf den Parkplatz einbogen. Der Schriftzug ›HELLWATT AG‹ mit einem orangefarbenen Glühbirnen-Symbol signalisierte Alois Leibacher, dass jetzt die große Stunde unmittelbar bevorstand, die das Projekt seines Lebens der Realisierung näher bringen würde, aber es auch kippen könnte.

Alois Leibacher erhob seinen stattlichen, aber sportlichen Körper mit einer eloquenten Bewegung aus dem

Kunstledersessel. Wer ein Unternehmen erfolgreich führen und in der regionalen Wirtschaft eine einflussreiche Persönlichkeit sein will, muss sich vor allem durch Beweglichkeit auszeichnen, lautete einer seiner Leitsätze. Seine Augen, die von klar gezeichneten Lidern und dunkelblonden, kräftigen Augenbrauen umrahmt waren, fixierten mit wachem Blick die zwölf »Hellwatt«-Männer, die jetzt durch die Eingangstür mit den großen verchromten, bogenförmigen Türgriffen das Alpenhotel betraten und sich auffällig umsahen.

Mit seinen 1,86 Metern überragte er die meisten dieser Herren, mit denen er gleich im Konferenzraum »Waldhorn« zu tun haben würde. Alois Leibacher zog das Revers seiner hellbraunen, mit dezenten Trachten-Applikationen versehenen Wildlederjacke zurecht und fuhr mit der linken Hand kurz durch sein Haar, das ihn eher wie einen Politiker als wie einen Bauunternehmer aussehen ließ.

»Leibacher, grüß Gott«, begrüßte er den Aufsichtsratsvorsitzenden, der umständlich eine Visitenkarte aus seinem Jackett unter dem Mantel hervorfingerte und sich als Doktor Max Latern vorstellte. Hoffentlich hat diese Laterne auch ihre Birne angeknipst, dachte Alois Leibacher im Stillen über den untersetzten Latern, dessen Halbglatze in der hereinscheinenden Vormittagssonne glänzte. Leibacher deutete ihm und seinem Gefolge den Weg zur Treppe mit einer Handbewegung, wie ein Bauer eine Kuhherde scheucht.

Die für die Konferenzräume verantwortliche Hotelmitarbeiterin hatte bereits den Tageslichtprojektor eingeschaltet, neben dem Alois Leibacher nun seine

säuberlich sortierten Präsentationsfolien auslegte. »Wenn Sie no ebbes bruuche, lüütet Sie bitte ei'fach auf Nummer zwölf«, sagte die zierliche Hotelmitarbeiterin in breitem Vorarlberger Dialekt und tippte mit dem rotlackierten Fingernagel ihres Zeigefingers auf den Hörer des giftgrünen Tastentelefon, dessen verdrehtes Spiralkabel über die Fensterbank hing. Leibacher wunderte sich kurz darüber, dass Hotels in der Voralpenregion des bayerischen Allgäus ihr Personal offenbar zum Teil aus dem benachbarten Österreich rekrutierten, bis ihm wieder bewusst wurde, dass die Grenzlinie ganz in der Nähe hinter dem Steighorn verlief. Als sie mit klackenden Absätzen und wehendem Pferdeschwanz die Tür des Konferenzraums hinter sich schloss, war dies der Startschuss für Leibachers Präsentation.

»Meine Herren«, setzte Leibacher an, »es gibt in der ganzen weiteren Umgebung dieser Region keine vergleichbare Topografie, die für Wasserkraft besser geeignet wäre. Sie profitieren vom Strom, und die Region wird noch mehr als bisher zum Touristenmagnet!« Alois Leibacher hatte mit den ersten zwei Sätzen bereits schlagkräftige Argumente ausgespielt, die den »Hellwatt«-Managern Aufmerksamkeit entlockten. Denn der zu erwartende touristische Effekt wäre dem Stromkonzern insofern dienlich, als sich damit die regionale Touristikbranche als Befürworter gewinnen ließe.

Mit den Folien auf dem Tageslichtprojektor zeigte er die bautechnischen Voraussetzungen für den Bau der Staumauer, erklärte den Gefälleverlauf der Rohrleitung vom Stausee zum Turbinenhaus und hatte für dieses

Gebäude auch bereits eine vorbereitete Bauzeichnung. Von einem Ingenieurbüro hatte er errechnen lassen, welche Menge an Strom mit dem Inhalt des Stausees produziert werden konnte.

Auf einem Papier-Flipchart zeichnete er mit dicken Filzstiften wilde blaue Kurven und rote Maßlinien. »Etwa in der Mitte ist der Stausee, im Schnitt betrachtet, durch steil abfallende Wände in den oberen zwei Dritteln wie ein Kanister, sodass in diesem Bereich mindestens bis zur Hälfte das volle Volumen zur Verfügung steht«, versuchte Leibacher, die Stromkonzernler zu begeistern.

Die umgebenden Bergspitzen trugen an diesem bedeckten Tag Mitte März noch dicke Mützen aus weißem bis hellgrauem Schnee. Etwa die Hälfte der zwölf »Hellwatt«-Manager blickte mit einer Mischung aus Desinteresse und - nach Alois Leibachers manchmal etwas unbarmherziger Menschenkenntnis - wohl auch dem heimlichen Gelüst nach Après-Ski mit wollüstigen Skiurlauberinnen aus dem Panoramafenster im Konferenzraum des Hotels »Steighornblick«.

Alois Leibacher wollte gerade weiter zu bautechnischen Einzelheiten ausholen, als sich der »Hellwatt«-Vertriebschef Urs Thurbi über einen der Konferenztische zu Leibacher vorbeugte: »Dass mir chönnt eine Staumauer bauen, ischt glaub ich nüt das Problem«, wandte der Schweizer ein, der nach einer Karriere in der schweizerischen Atomkraft-Industrie zum deutschen Stromkonzern ›Hellwatt‹ gewechselt hatte. Thurbi, von Kollegen wegen seiner rotierenden Art »Turbine« genannt, wurde sogleich deutlicher und schaltete auf Business-

Hochdeutsch um: »Was uns vorrangig interessiert, ist, ob Sie hier über den nötigen Rückhalt sowohl aus der regionalen Politik, insbesondere den auf Umweltschutz bedachten politischen Gremien, sowie auch aus der Bevölkerung verfügen, wobei ich vor allem den Teil der Bevölkerung meine, der von dem Stauseebau unmittelbar betroffen ist.«

Doktor Max Latern hakte mit ein: »Sie verstehen sicher, dass wir auch unseren Return-of-Invest im Blick haben müssen, und ich muss Ihnen sicher nicht erklären, dass unsere Risikoeinschätzung für die Gesamtinvestition auch zu einem großen Teil von den zu leistenden Entschädigungszahlungen abhängt.«

Nach diesem Einwand waren Alois Leibachers politische und unternehmerische Adern angestoßen. Der sportlich wirkende Tiefbau- und Straßenbauunternehmer ging zwei Schritte auf Thurbi und Latern zu, während sich auf seiner vom letzten Skiwochenende gebräunten Stirn erste Schweißperlen zeigten. »Den betroffenen Einwohnern des Bergtals vor dem Steighorn bieten sich beste Perspektiven«, sagte Leibacher bewusst langsam und mit gesenkter Stimme, um dadurch überzeugender zu wirken. »Bisher sehen Sie in dem betroffenen Gebiet vor allem Bergbauernhöfe, die nur eine mäßige Ertragslage ermöglichen. Ein paar davon versuchen im Sommer, mit bewirtschafteten Berghütten ihre Einkommenslage aufzubessern. Im Winter sind einige der Fahrwege zu den Gehöften nur mit Geländefahrzeugen und Schneeketten befahrbar.«

Die »Hellwatt«-Manager waren mit ihrer Aufmerksamkeit wieder ganz bei ihm, besonders ein rothaariger jüngerer Mann mit auffallendem Stehhaarschnitt und langen Nackenhaaren, zu dessen Erscheinung Jackett und Krawatte nicht so recht passen wollten. Leibacher spielte jetzt die Tourismus-Karte aus: »Wenn Sie das Beispiel Ihrer Mitwettbewerber drüben im Grenzgebiet zwischen Vorarlberg, Tirol und dem Rätikon betrachten, haben sich dort um die Stauseen mit ihren Kraftwerken herum enorme touristische Kapazitäten entwickelt, die im Winter wie im Sommer so viele Urlaubsgäste anlocken, dass die Hotels und Pensionen immer gut gebucht sind. Hier werden ebenfalls um den Stausee herum neue Hotels, Skigebiete und Wanderrouten entstehen, wo sich für die betroffenen Bewohner neue Beschäftigungsperspektiven bieten.«

Der Vergleich mit den »Mitwettbewerbern« im benachbarten Österreich war zwar nicht ohne Substanz, vermieste aber den »Hellwatt«-Leuten die Stimmung. »Und Sie glauben, dass Sie dieses Konzept nur mal eben hier in das Allgäuer Grenzgebiet zu kopieren brauchen?«, raunzte Doktor Max Latern mit einem verächtlichen Grinsen.

Leibacher hatte das Problem mit den Entschädigungszahlungen kleinreden wollen und war dabei offenbar auf einen wunden Punkt gestoßen.

»Trotzdem hat das durchaus Potenzial«, entgegnete Vertriebschef Urs Thurbi in die Richtung von Laterns glänzender Halbglatze. Mit seinem Schweizer Akzent sprach er das Wort »Potenzial« mit starker Betonung auf der ersten Silbe. Er kreiste mit einem Zeigefinger über eine aufgefaltete Landkarte und schien im Gegensatz zu diesem

brüskiert wirkenden Aufsichtsratsvorsitzenden bereits gerechnet zu haben: »Mit der Chapazität chönnt man u'gfähr ein Gebiet von den Allgäuer Alpen über das Illtartal bis vor München mit Spitzenlaststrom abdecken, das ischt durchaus ein interessantes Potenzial.«

Doktor Max Latern ließ das von »Turbine« vermutete Potenzial bis hierhin wenig beeindruckt, und er hatte sich offenbar an den - nach Ansicht von Leibacher im Verhältnis zu den gesamten Baukosten fast vernachlässigbaren - Kosten für die Entschädigungszahlungen festgebissen. Latern aber befürchtete dabei eine nahezu unkalkulierbare Größe, wenn nach seiner Ansicht so ein Grundbesitzer erst einmal gewittert hatte, dass man sich nur richtig querlegen musste, um noch viel mehr Geld herauszuschlagen, als der ganze Grund überhaupt wert war.

»Wir können uns weiter über dieses Projekt unterhalten, wenn alle Besitzer und Bewohner des Gebietes, das irgendwann unter den Wassermassen liegt, die Verträge über die angebotenen Entschädigungszahlungen unterschrieben haben.« Offensichtlich schien jetzt für Leibacher, dass »Turbine« und »Laterne« sich gegenseitig in die Parade zu fahren pflegten.

Wie auf ein unausgesprochenes Kommando sprangen alle zwölf »Hellwatt«-Manager von ihren Konferenzstühlen auf, rückten ihre Krawatten zurecht und verabschiedeten sich eilig.

Alois Leibacher goss sich eine Tasse Kaffee aus einer der bereitgestellten Thermokannen ein, ließ zwei Stück Würfelzucker hineinfallen und rührte bedächtig um. Er stellte sich an das Panoramafenster des Konferenzraums

und sah in der Entfernung den Gipfel des Steighorns, der einen davorliegenden Höhenzug leicht überragte. Er fixierte einen bestimmten Punkt seitlich des Steighorngipfels. Es war genau die Stelle, wo er sein Sporthotel bauen wollte. Vor seinem geistigen Auge reflektierte eine Glasfront seines noch imaginären Hotels die Vormittagssonne. Er nahm einen großen Schluck Kaffee. Die fahlbraune gezuckerte Brühe war zu heiß, sodass er sich fast den Rachen verbrühte, und schmeckte wie aus einer verkalkten Kaffeemaschine, in der das Wasser drei Tage gestanden hatte. Im nächsten Moment schob sich eine weiße Wolke vor den Gipfel, als ob sie das Panoramabild ausradieren wollte.

*

++ Mai 1986 ++

Er hatte gerade den Hörer auf das dunkelblaue Tastentelefon aufgelegt, als ihr cremefarbener Schuh mit dem spitzen Absatz die Stehlampe traf, dabei das Papier des Lampenschirms durchriss und die Glühbirne mit leisem Knall zertrümmerte.

Mit den Worten »In Ordnung, ich bin dann morgen um elf zum Dreh in München« hatte er den Auftrag der Filmproduktionsfirma bestätigt. Für eine neue Folge einer in der bayerischen Landeshauptstadt spielenden Krimiserie

»Dezernat M wie Mord« sah das Drehbuch eine Verfolgungsjagd vor, wobei das Ende der Actionszene in einer nachgebauten Innenstadtstraße in den seitlichen Aufprall auf geparkte Fahrzeuge münden sollte. Als Stuntman war er auf alles spezialisiert, was irgendwie mit spektakulären Auto-Stunts zu tun hatte, und der Job für die Münchner Krimiserie war ein Routineauftrag, den er jedoch in seiner gerade finanziell klammen Situation dringend brauchte.

Nur hatte seine derzeitige Lebensgefährtin Lorena kein Verständnis für seinen Auftrag, denn damit ließ er mal eben nebenbei das verlängerte Wochenende in Marbella platzen. Die temperamentvolle Halbspanierin sah in diesem Moment rot und fegte wutschnaubend wie ein Stier beim Anblick des Toreros die Weingläser und das Geschirr von dem Esstisch aus dunklem Kirschbaumholz, den sie eigentlich für ein romantisches Dinner gedeckt hatte. Weil sie dabei beinahe mit dem Fuß umknickte und sich ihr Edelboutique-Schuh löste, schleuderte sie den Schuh in seine Richtung, verfehlte ihn allerdings knapp. Stattdessen war die Stehlampe nun ein Fall für den Sperrmüll.

»Am Samstag heiratet meine Schwester in Marbella, und du weißt genau, dass der Flieger morgen um zwei geht, und du sagst jetzt einfach so diesen blöden Auftrag zu! Du bist wirklich das Letzte, ich will dich nicht mehr sehen!« Bei »Letzte« überschlug sich ihre Stimme, als sie gerade einen silbernen Kerzenhalter auf den Terracotta-Fliesenboden knallte. »Wenn es darum geht, was auch immer an die Wand zu fahren, ob irgend so eine Filmkarre oder unsere Beziehung, dann bist du echt der Größte«,

höhnte sie mit spanischem Akzent. Noch während sie sprach, stürmte sie aus dem Wohnzimmer, und er hörte, wie sie einen Koffer auf das Bett warf und ihre Sachen zu packen begann.

Wilfried Grätner, der Stuntman, den alle nur »Bill« nannten, lehnte mit verschränkten Armen an der Ecke der Kommode, auf der das Telefon stand, und sah durch die Balkontür auf den See hinaus. Er sah etwas älter aus als die 31 Jahre, die er im vergangenen Monat geworden war, und sein stets leicht gebräunter Teint passte zu seinem kräftigen, leicht gewellten schwarzen Haar, das er niemals frisierte und das ihm zusammen mit dem dunklen Dreitagebart über dem leicht vorstehenden Kinn etwas Machohaftes verlieh, was aber durch sein leichtes Übergewicht wieder etwas weicher gezeichnet erschien.

Er fand, dass sie mit ihrer schwarzen Lockenmähne, dem mit kirschrotem Lippenstift geschminkten Mund und in ihrem hautengen Kleid, das ziemlich viel von ihrer prallen Oberweite zeigte, als Furie auch noch ziemlich sexy war. Aber ihre Ansprüche waren für seine Verhältnisse einfach einige Nummern zu groß. Ihr vormaliger Lebensabschnittsgefährte fuhr einen Jaguar XJS, aber offenbar war ihr sein Umfeld in der Immobilienbranche, in dem Geschäftsessen mit betuchten, aber entsetzlich langweiligen Kunden an der Tagesordnung waren, auf die Dauer zu bieder. Genau bei einem solchen Termin waren Lorena und er an dem Jachthafen am baden-württembergischen Bodenseeufer zusammengetroffen, wo der Liegeplatz seines Motorbootes war.

»Du weißt ja, wo ich die nächsten Tage bin«, fauchte Lorena, während sie, zurück im Wohnzimmer, nach ihren Schuhen suchte. »Und es kann gut sein, dass ich bei der Gelegenheit gleich für immer in Spanien bleibe.« Sie setzte sich in einen grünen, auf antik gemachten Sessel und zog ihre Schuhe wieder an. Im linken Schuh steckte noch eine Glasscherbe von der zerborstenen Glühbirne der Stehlampe, die sich jetzt beim Anziehen seitlich in ihren Fuß bohrte. Sie schrie auf, und sogleich färbte ihr Blut das cremefarbene Leder an einer Stelle rot. Er bekam davon nur noch ihren Aufschrei mit, denn er war bereits, seine schwarze Lederjacke über der Schulter, an der Wohnungstür, die er wütend und verletzt hinter sich zuknallte.

Wilfried »Bill« Grätner zündete sich vor der Haustür erst einmal eine Zigarette an, nahm einen tiefen Zug und lief dann die Ortsstraße in Richtung des Jachthafens hinunter. An diesem lauen Abend Mitte Mai waren am Bodensee die Terrassen der Weinlokale und Hotel-Restaurants bereits gut besucht. Er nahm den schmalen Fußweg zum Seeufer und ging über den Kiesstrand zum Hafen. Die meisten Boote und Yachten waren hier eher Mittelklasse, obwohl an manchen Stellen auch solche aus dem oberen Preissegment zu sehen waren. Auf einer dieser Nobelschaluppen beobachtete er im Vorbeilaufen unfreiwillig, wie auf der weiß gepolsterten Sitzbank hinter dem Steuerrad ein beleibter Mittfünfziger in weißem Hemd begehrtlich eine dem äußeren Anschein nach steinreiche, aber ihrem Lachen nach zu urteilen ziemlich unterbelichtete blondierte

Frau mittleren Alters nach dem Anstoßen mit Champagner zu begrapschen versuchte.

Grätner wandte sich angewidert ab und steuerte auf sein Motorboot zu. Zwischen der Jacht dieser zwielichtigen Gesellschaft und seinem Boot lag nur noch eine kleine hellgrüne Jolle mit dem gelb aufgepinselten Namen »Seeschwalbe«, die in dem leichten Seegang wie eine Gummiente auf und ab schwappte. Er drehte den Schlüssel, und der Außenbordmotor am Heck des hellgrauen Sportbootes mit seitlich aufgeklebten Flammen startete mit einem satten Grollen. Beim Zurücksetzen hätte er fast das Heck der Nobeljacht gerammt, worauf ihm der Typ mit der Bierwampe im weißen Hemd etwas hinterherbrüllte, was aber im Motorengeräusch unterging, als er mit Vollgas aus dem Hafenbecken auf den See rauschte.

Innerhalb einer knappen Viertelstunde durchpflügte das Motorboot das Wasser bis ans gegenüberliegende österreichische Ufer, wo er in einem kleinen Bootshafen anlegte, von wo aus man noch die aufwendig gebaute Bühnenkonstruktion der Opernbühne am Seeufer sehen konnte. Grätner konnte fast an jedem Tag der Woche ziemlich sicher sein, in der kleinen Café-Bar direkt am Ufer und am See-Radweg, die zu einem großen Wohnwagen-Campingplatz gehörte, jemanden zu treffen, mit dem man einige Bier oder auch Hochprozentigeres trinken konnte. An der Bar saß der Bootsverleiher Hubert, den er jovial mit »Servus, Hubbe« begrüßte. Er bestellte auf Hubbes Empfehlung einen doppelten Bodenseeschnaps und erzählte ihm von seinem Zoff mit Lorena.

Es war bereits 7.30 Uhr am Freitagmorgen, als Wilfried Grätner mit dröhnendem Kopf auf dem Sofa aufwachte, während die Morgensonne über dem See einen zwar nicht wolkenfreien, aber einigermaßen trockenen Tag zu versprechen schien.

Drehtermin, schoss es ihm durch den Kopf, er musste um 11 Uhr im Außenbereich der Filmstudios stehen, wo vor nachgebauten Stadtkulissen die Crash-Szene für »Dezernat M wie Mord« gedreht werden sollte. In der Café-Bar hatte er einfach zu viel Schnäpse und dazu noch ein paar Bier in sich reingeschüttet und darin seinen Ärger mit Lorena zu ertränken versucht. Wie war er eigentlich mit dem Motorboot wieder hierhergekommen? Er hatte diesbezüglich eine komplette Erinnerungslücke. Seine Turnschuhe, die neben dem Sofa standen – immerhin musste er es wohl noch irgendwie geschafft haben, seine Schuhe auszuziehen –, rochen nach Benzin. War ihm mitten auf dem See das Benzin ausgegangen, sodass er mit dem Reservekanister nachfüllen musste? Wenn ja, wie zum Teufel hatte er das in seinem Suff mitten in der dunklen Nacht geschafft? Offenbar hatte er, wenn es so gewesen war, beim Betanken danebengeschüttet und dabei womöglich noch einen Teil des Benzins in den See gekippt.

Darüber konnte er jetzt nicht weiter nachdenken; er ging, noch immer leicht benebelt, unter die Dusche, brauste sich zum Schluss kalt ab und packte nach dem Anziehen seinen Rucksack mit den Klamotten für seine Stunt-Einsätze. Mit noch halbnassem Haar lief er zur Bäckerei an der Straßenecke bei der Zufahrt zum Seebad, wo er sich noch

Zeit nahm für ein Frühstück mit einem großen Becher Kaffee und einer belegten Käseseele.

20 Minuten später saß er bereits in seinem schwarzen 1978er VW Scirocco, den er zunächst durch zahlreiche Ortsdurchfahrten steuern musste, bevor es auf die B18 in Richtung München ging. Als endlich das kurze Teilstück der Autobahn A96 erreicht war, entlockte er dem 110-PS-Motor sämtliche Reserven, um mit 180 Stundenkilometern auf der linken Spur noch rechtzeitig zum Drehtermin zu erscheinen.

In seinen Gedanken flackerte wieder Lorena auf. Ihm fiel ein, dass sie jetzt eigentlich zur selben Zeit in Richtung Flughafen München-Riem unterwegs sein musste, vermutlich mit einem dieser Bummelzüge der Deutschen Bundesbahn, die direkt zwischen Lindau am Bodensee und München verkehrten und für diese Strecke gut dreieinhalb Stunden brauchten. Für einen kurzen Moment stellte er sich vor, wie sie auf dem Beifahrersitz neben ihm saß und ihre schwarze Lockenmähne sanft im Fahrtwind des geöffneten Schiebedaches wehte, während das untere Ende ihres engen, kurzen Sommerkleides im Sitz so weit hochgerutscht war, dass es den Blick auf ihren halbdurchsichtigen Slip freigab.

Die roten Bremslichter der Autos vor ihm boxten ihn schlagartig aus seinen erotischen Fantasien, als sich etwa zwei Kilometer vor der Autobahnausfahrt der Verkehr staute. Er fluchte leise in sich hinein, weil die kleine Zeigeruhr im Armaturenbrett des Scirocco bereits 10.50 Uhr zeigte. Gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass er

in seinen Gedanken an Lorena bei freier Fahrt jetzt ziemlich sicher die Ausfahrt verpasst hätte.

Exakt um 10.59 Uhr bog er von dem zweispurigen Autobahnzubringer direkt in die Einfahrt zum Tor Süd der Filmproduktionsfirma ein, die wie ein Fabriktor mit Pforte und Schranke abgeriegelt war. Der Pförtner kannte Bill, winkte ihm einen lässigen Gruß zu, legte seine Zeitung beiseite und betätigte einen Schalter, wodurch sich die Schranke nach oben bewegte.

Er hatte kaum die Schranke passiert, als ihm der stellvertretende Produktionsleiter mit wild fuchtelnden Armen entgegentürmte. »Herrschaftszeiten noch mal, Bill, hier wart' ois auf di'.« Franz Straubinger, dessen vollständiger Vorname identisch mit dem des bayerischen CSU-Ministerpräsidenten war und der deshalb spöttisch »Straußinger« gerufen wurde, schwang sich neben Grätner auf den Beifahrersitz. Bis zu dem Freigelände, auf dem die Auto-Stunts gedreht wurden, waren es innerhalb des Filmindustrie-Areals noch einige Hundert Meter. Franz nutzte die Zeit, um Grätner die nötigen Instruktionen zu geben. Hinter seinem dunklen Vollbart, seinem wild gelockten schwarzen Haaren und der großen Kassengestell-Brille war bei dem großgewachsenen Bayern nur noch mit Mühe ein Gesicht zu erkennen. Dafür hatte »Straußinger« hinter seinen dicken Brillengläsern einen scharfen Blick, der eine wache Intelligenz vermuten ließ, aber auch eine ständige Nervosität nicht verbergen konnte.

Das Stunt-Fahrzeug war am Anfang der Anlaufstrecke geparkt und wartete auf seinen Einsatz. Wilfried Grätner hatte sich schnell umgezogen und inspizierte kurz den

Wagen. Den Fahrgastraum des dunkelgrünen BMW 518 hatte die Werkstatt bereits mit einem Käfig aus Stahlrohren ausgesteift. Die ganze rechte Seite des Wagens - Grätner schätzte das Baujahr auf etwa 1977 - zeugte von einem notdürftig reparierten Unfallschaden; weil in der Filmszene das Auto nur von links und hinten zu sehen sein würde, tat es für diesen Zweck wohl diese notdürftig zusammengeschusterte Schrottkiste.

Vorne am Set des Filmdrehs debattierten Regie und Aufnahmeleitung und wollten wohl in letzter Minute noch einmal die Kameraperspektive ändern. Grätner dachte, damit nochmals zwei Minuten Zeit gewinnen zu können, und startete den Motor, um noch eben auf einigen Metern wenigstens das Lenkverhalten testen zu können. In diesem Moment winkte Franz ihm hektisch entgegen, dass genau jetzt die Szene gedreht würde. Grätner überlegte eine Sekunde, streckte aber dann doch den Daumen der linken Hand nach oben. Er war schließlich Profi in seinem Metier.

In diesem Moment begann sein Kopf zu dröhnen; zugleich machte sich in seinem Magen ein flaes Gefühl breit. Er hatte sicher immer noch einen Restalkoholgehalt im Blut, der ihm am Vormittag - wäre er in eine Polizeikontrolle geraten - bestimmt den Führerschein gekostet hätte.

Stuntman Bill kämpfte gegen die Kopfschmerzen und gegen die aufsteigende Übelkeit und drückte das Gaspedal durch. Er musste auf etwa 70 Stundenkilometer beschleunigen, so knapp wie möglich vor der Reihe der geparkten Autos kurz herunterbremsen, den Wagen mit der Handbremse in einen rechten Winkel drehen und ihn mit

der rechten Seite in einen hellgrauen VW-Bulli krachen lassen, der etwa in der Mitte der in Reihe geparkten Autos stand.

Der 5er-BMW war ein untermotorisiertes Modell und beschleunigte nur widerwillig. Als er in den dritten Gang hochschaltete, bemerkte er, dass die Lenkung ausgeschlagen war und sich der Wagen nur mit hastigen korrigierenden Lenkradbewegungen geradeaus halten ließ. Er steuerte jetzt geradeaus auf den grauen VW-Kastenwagen zu, lenkte leicht nach links, worauf die Lenkung ruckartig noch weiter nach links zog. Der BMW raste jetzt auf einen am linken Rand der Filmkulissenstraße abgestellten roten Ford Fiesta zu, hinter dem der Kameramann stand. Grätner zog die Handbremse, doch der Wagen schleuderte nicht wie geplant mit quietschenden Reifen in eine Rechtsdrehung, sondern bohrte sich krachend in die linke hintere Seite des Fiesta. Der BMW hob sich durch den Aufprall vorne links an, erfasste mit der Front den Kameramann und kippte auf die rechte Seite.

Franz Straubinger starrte mit großen, erschreckten Augen hinter seinen dicken Brillengläsern auf den Kameramann, der jetzt halb unter dem BMW lag. Unter seinem dichten Vollbart und dem weit in die Stirn ragenden Haar war ein kreideweißes Gesicht zu erkennen. Zwei der für die Sicherheit verantwortlichen Kollegen rannten mit Erste-Hilfe-Koffer und Feuerlöscher auf das umgekippte Auto zu und begannen, den schwerverletzten Kameramann zu bergen. Straubinger schlug mit dem Feuerlöscher die Heckscheibe ein, um Wilfried Grätner aus dem Autowrack

zu befreien, der aber eine Sekunde später selbst durch die Öffnung herausrobbte.

*

Die Fußgängerzone in der Wiener Innenstadt war an diesem Freitagnachmittag nur mäßig belebt. Trotz der frühlingshaften Temperatur bei bedecktem Himmel wehte ein unangenehm kühler Wind zwischen den Häuserzeilen der Altstadt. Carola fand vor dem Café »Schlagobers« einen Platz direkt an der Hauswand, der windgeschützt war und trotzdem den Ausblick auf die sie umgebenden historischen Gebäude und auf die vorbeiströmenden Passanten bot. Sie war an diesem frühen Nachmittag mit drei Einkaufstaschen von teuren Kleiderboutiquen unterwegs.

Der Vorlesung über die von alten Baumeistern für spätgotische Bauten angewandten Gesetzmäßigkeiten bei der Grundrissplanung war die Architekturstudentin Carola an diesem Nachmittag ferngeblieben. Sie bestellte sich einen »Braunen«, den ihr wenige Minuten später eine unmotiviert, von den vielen Touristen genervte Bedienung auf den kleinen, auf dem Pflaster etwas wackelig stehenden Bistrotisch servierte.

Für das, was sie in einer trockenen Vorlesung über sich ergehen lassen musste, hatte sie an diesem Platz unmittelbar anschauliche historische Beispiele vor Augen. Falls sie die vor Jahrhunderten angewandten Grundsätze

der Grundrissaufteilung wirklich interessierten, brauchte sie nur die zahlreichen Informationstafeln im Museum zu studieren. In Wahrheit aber hatte sie an dem ganzen Architekturstudium nur ein mäßiges Interesse. Sie zog es mit ihren 22 Jahren vor, ein anspruchsvolles Leben zu genießen und ihre Freundinnen zu Hause mit ihrem Lebensstil in einer Weltstadt zu beeindrucken.

Carola griff mit ihrer rechten Hand, an deren Ringfinger ein etwas zu protziger silberner Ring mit einem grünen Edelstein steckte, in ihre Lederhandtasche, um ihren Kaffee zu bezahlen. Sie musste sich beeilen, bevor die Bankfiliale in der Nähe des Rathausplatzes schloss, um noch Bargeld für das Wochenende von ihrem Konto abzuheben.

Der Bankangestellte blätterte die einzelnen Scheine auf die Marmorfläche des Schalters, reichte ihr das Bündel mit 1.000 österreichischen Schilling durch den Schlitz unter der gepanzerten Glasscheibe und sah sie dabei über den goldfarbenen Rand seiner etwas zu großen Brille an. Er räusperte sich kurz, und sein Gesichtsausdruck mit dem zu einem schmalen Strich rasierten schwarzen Oberlippenbart verriet, dass er ihr offenbar etwa Unangenehmes würde mitteilen müssen. »Ihr Konto ist, ja nun ...« - er rückte den Knoten seiner Krawatte zurecht - »also Ihr Konto weist für eine weitere Abhebung in dieser Summe, wenn Sie verstehen, wie ich meine, nicht mehr die nötige Deckung auf - aber ich kann Ihnen anbieten, wertes Fräulein Leiberger ...«

»Leibacher!«, zischte Carola gegen die Panzerglasscheibe, worauf der etwa 60-jährige Angestellte